



Die Arbeit der Frauen auf dem Torffeld. Hier wenden sie Torfstücke vom Baggertorf.
Foto: Baum

„Mir hat die Arbeit auf dem Torffeld gefallen.“

Frau P. (Jg. 1933) zog 1954 zu ihrem Mann nach Nicklheim und arbeitete 37 Jahre lang im Torfwerk. Neben den persönlichen Lebens- und Wohnverhältnissen beschreibt sie die Arbeitsbedingungen im Torfwerk und ihre Funktion als Betriebsrätin.

Ich bin in Westerndorf geboren, wo meine Eltern eine kleine Landwirtschaft hatten. Wir haben Haustorf gestochen, aber mehr kannte ich nicht von der Filze. Früher waren die Nicklheimer, also die Filzler, verrufen. Warum, weiß ich bis heute nicht. Vielleicht weil sie am Wochenende nichts anderes im Kopf hatten als die Wirtschaft. Und dort wurde halt ab und zu mal gerauft. Als Kind kam ich nie nach Nicklheim. Wir sind unter dem Krieg aufgewachsen und mussten viel arbeiten, sind nicht viel herumgekommen. Nur manchmal brachten wir mit dem Leiterwagen Kartoffeln zu einem Bekannten meines Vaters, der in der Hochrunstfilze wohnte.

Als ich meinen Mann kennen lernte, meinte meine Mutter: „Fällt dir nichts anderes ein, als einen Filzler zu heiraten?“ Doch als sie mich das erste Mal hier besuchte, sagte sie: „So was freundlichs, wie die Kinder hier sind, das gibt es nirgends.“ Denn wir in Westerndorf kannten es nicht, dass man einen jeden grüßt.

I: Wie war es für Sie, als Sie hierher gezogen sind?

Ich bin mit den Leuten gut ausgekommen. Denn ich wusste, wenn man in Stellung ist, muss man sich nach den anderen richten. Ich hatte hier die Verwandtschaft meines Mannes. Er hatte viele Geschwister, ein paar lebten nicht mehr, aber zwölf Geschwister waren noch da, die langsam weggeheiratet haben, zum Teil waren sie jünger, zum Teil älter als ich.

Mein Mann arbeitete im Torfwerk und schaute, dass er vom Torfwerk eine eigene Wohnung bekam. Den Fuchsbau gibt es heute nicht mehr, er wurde abgerissen. Er war neben dem

großen Haus mit dem Balkon – dazu sagten wir auch Pfarrerbau – gestanden. Im Erdgeschoss war eine Waschküche darin, oben waren Wohnungen. Wir beide bekamen im Erdgeschoss ein Zimmer, zu dieser Zeit hatten wir schon ein Kind. Aber wir waren zufrieden, dass wir überhaupt untergekommen waren. Später bekamen wir im großen Haus, im Pfarrbau, zwei Zimmer. Die Familie meines Mannes wohnte mit den vielen Kindern in einem Mietshaus vom Nickl auf der anderen Seite des Gleises. Aber sie sind nach und nach ausgezogen.

Niemand hat etwas gehabt und so hat jeder geschaut, dass er sich, sobald es ging, selbst etwas verdiente. Bei uns daheim hat es geheißt, als ich aus der Schule kam und mein Vater vom Krieg heimgekommen ist: „Jetzt sucht euch eine Arbeit, von daheim bekommt ihr nichts.“ So sind wir halt in Stellung gegangen, ich mit 15 Jahren. Wir sind mit der Arbeit groß geworden, so hat uns das nichts ausgemacht.

Familie des Mannes

Meinen Schwiegervater habe ich nicht mehr kennengelernt. Er war schon gestorben, als ich nach Nicklheim kam. Meine Schwiegermutter war eine arme Frau gewesen - die vielen Kinder. Die größeren mussten sofort in die Arbeit, Geld verdienen. Sie bekam ja nicht viel Rente. Teilweise hat sie die Enkelkinder aufgezogen.

Damals mussten die Kinder, sobald sie verdienten, Kostgeld abliefern. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat meine Schwiegermutter mit ihren Kindern ein kleines Haus gebaut - war das abzubezahlen. Sie sind zum Hopfenzupfen gefahren, damit sie zusätzlich ein bissl was verdienten. Die Schwiegermutter war immer zu Hause, ging nie in die Torfarbeit - bei den vielen Kindern. Mein Schwiegervater war Schreiner gewesen. Die Familie wohnte anfangs in einer Baracke vom Torfwerk in der Hochrunstfilze.



„Die Familie meines Mannes vor der Baracke des Torfwerks. Meine Schwägerin kannte alle Kinder auf dem Foto.“

Foto: Gemeindefarchiv

Irgendwann mussten sie vom Gesundheitsamt aus in die Wohnung ziehen, denn die kleineren Kinder hatten eine ansteckende Lungenkrankheit und mussten auf Kur fort. So erhielten sie die Wohnung in Nicklheim.

I: Was erzählte Ihnen Ihr Mann über seine Kindheit mit den vielen Geschwistern?

Nicht viel. Höchstens, dass die Mädchen in der Überzahl waren, die Buben unter ihrer Fuchtel standen und sie parieren mussten. Von seinen Geschwistern ist ein Bruder mit 16 Jahren im Krieg geblieben, und ein paar sind schon als Kinder gestorben.

Hochzeitsfest in Nicklheim 1954

Wir heirateten in Nicklheim. Mein Mann hatte alles organisiert. 1954 sind wir schon mit dem Auto gefahren: Der Pächter vom Nicklheimer Lebensmittelgeschäft holte mich in Westerndorf ab, fuhr uns nach Nicklheim zur Kirche. Es waren viele Verwandte der Familie meines Mannes dabei. Von meiner Seite kam nur meine Mutter. Wir feierten beim Nickl in der Wirtschaft, es gab halt Kaffee und Kuchen, mehr nicht. Dann fuhrten wir nach Samerberg. Was wir dort gegessen und getrunken haben, bezahlte mein Schwager, der ältere Bruder meines Mannes. Alle seine Geschwister waren bei der Hochzeit dabei. Wir blieben am Samerberg eine Nacht, nicht länger, denn am Montag musste ich wieder arbeiten. Es war eine arme Hochzeit. Ich war schwanger, also trug ich ein schwarzes Gewand. Das gab es frü-

her nicht, dass man ein weißes Hochzeitskleid trägt, wenn man schon schwanger war. Eine Bekannte aus Redenfelden hatte mir das Kleid genäht, ich hatte den Stoff gekauft. Ich war damals in Stellung im Rosenheimer Loretto-Krankenhaus und verdiente 40 Mark im Monat bei freier Kost und Logis. Damit konnte man keine großen Sprünge machen. Zuvor arbeitete ich im Haushalt eines Fahrradgeschäfts, wo ich nur 20 Mark verdiente. Und dann hatte ich halt kein Kranzl, sondern einen Asperagus auf dem Kopf als Braut. Mein Mann trug einen Anzug, den sich später meine Schwägerin für ihre Hochzeit ausgeliehen hat.

I: Was wäre denn in Westerndorf für eine Hochzeitsfeier üblich gewesen?

Damals wurde eine Hochzeit nicht so aufgebaut wie heute. Wenn ich in Westerndorf geheiratet hätte, wäre die Hochzeit genauso arm ausgefallen. Es war die Zeit nach dem Krieg, damals war jeder arm. Und auf meinem Bauernhof hatten sie die Maul- und Klauenseuche gehabt. Von zu Hause habe ich sechs Frottee-Handtücher bekommen, das war alles. Mein Mann bekam sein Bett mit, das war dann unser Bett. Mehr haben wir nicht gehabt, aber wir waren zufrieden.

I: Was war für Sie damals Luxus oder einfach wünschenswert?

Ich habe mir nichts eingebildet, ich war mit allem zufrieden. Wenn man immer in Stellung ist... . Ich war schon 21 Jahre alt, als ich heiratete und ich sagte mir: Wenn ich arbeite, dann für mich selbst und nicht für fremde Leute. Das war für mich schon Luxus.

Arbeit auf dem Torffeld

I: Erinnern Sie sich an Ihre ersten Arbeitstage hier in der Filze?

Ich selbst hatte mir die Filze eingebildet. Damals hat man keine Arbeit bekommen. Ich arbeitete zuvor in der Papierfabrik, dann beim Klepper, wurde an Weihnachten wieder ausgestellt. Die Arbeit, die ich bekam, war immer nur aushilfsweise. So hatte ich die Idee mit der Filze. Meine Schwiegermutter riet mir ab, hat

mich sogar geschimpft. Ihre Töchter arbeiteten schon draußen auf dem Torffeld, sie wusste also, wie schwer die Arbeit ist. Aber ich habe es mir trotzdem nicht aus dem Kopf schlagen lassen, trug meinem Mann auf, beim Betriebsleiter nachzufragen. Der meinte: „Dann soll sie's halt einmal probieren.“ Und ich bin gern in die Filze gegangen! Denn ich mochte die Arbeit im Freien. Die schwere körperliche Anstrengung war ich von zu Hause, von der Arbeit in der Landwirtschaft, gewohnt gewesen.

Mein Vater musste schon 1939 als Soldat einrücken, und meine Mutter blieb mit fünf Kindern und der Landwirtschaft zurück. Wir mussten hinlängen. Da hieß es nicht: „Bist z'kloa“. Mein Bruder und ich waren die älteren, uns traf es natürlich besonders.

I: Ist Ihnen die Arbeit auf dem Torffeld trotzdem schwer gefallen?

Ich hatte keine Ahnung. Ich weiß noch, wie ich hinter dem Meister stand und schaute, wie das Kasteln geht. Wir jungen Arbeiterinnen haben uns zusammengetan, wir hatten viel Spaß miteinander, dann fällt einem die Arbeit leichter.

Um sechs Uhr in der Früh begann unsere Arbeit und dauerte bis zwei Uhr. Wenn man länger gearbeitet hätte, hätte man die Hitze nicht ausgehalten. Eine kurze Pause hatten wir in den acht Stunden.

Die ersten vier Wochen waren schlimm: Der ganze Körper tat mir weh. In der Früh bin ich aus dem Bett gekugelt, weil ich nicht mehr normal aufstehen konnte. Aber man gewöhnt sich an alles. Und das Praktische war, dass wir den Winter über bei den Kindern daheim bleiben konnten. Auch wenn man in dieser Zeit keine Renteneinzahlung hatte.

Später arbeitete ich bis zur Rente in der Halle. In dieser Zeit waren die Bedingungen viel besser. Das verdanken wir unseren Betriebsräten. Sie schauten, dass wir einen besseren Lohn erhielten.

Auf dem Torffeld arbeiteten wir im Akkord. Hundert Torfwürste wurden abgesteckt, die Be-

zahlung erfolgte pro Feld. Je mehr Felder man schaffte, desto mehr verdiente man. In meiner Gruppe waren wir immer zu viert. Wir schrieben auf, welche Felder wir gearbeitet hatten, der Meister kontrollierte, ob es auch stimmte. Und soviel wir gearbeitet hatten, haben wir verdient, nicht mehr.

I: Was machten Sie innerhalb Ihrer Gruppe, wenn eine Frau krank oder verhindert war?

Dann wurde der Verdienst auf drei aufgeteilt. Der Meister kontrollierte jeden Tag und zeichnete auf, wer in der Arbeit war.

I: Wie war es, wenn einige langsamer arbeiteten als die anderen?

Man hat zusammengeholfen. Der Zusammenhalt war gut. Unsere Gruppe kam immer gut mit einander aus. Nur mit den Gruppen, die schon länger beim Torfwerk arbeiteten, gab es immer wieder mal Streit. Die Frauen meiner Gruppe hatten alle vier nach Nicklheim geheiratet. Jede arbeitete in der Filze, weil das Torfwerk die Wohnung stellte. Wir arbeiteten in einer Partie zusammen auf dem Torffeld, bis das Kasteln aufgegeben, der Torfabbau auf die Blumenerde umgestellt wurde. Auch in der Halle verstanden wir uns weiterhin gut.

I: Sie sind im Torfwerk geblieben, andere haben den Arbeitsplatz gewechselt.

Viele haben zu Gervais-Danone und in andere Fabriken gewechselt, weil sie dort mehr verdienten. Zum Schluss waren von den jüngeren Frauen nur mehr wir vier aus unserer Gruppe beim Torfwerk, weil man überall sonst mehr verdiente. Aber mir hat die Arbeit auf dem Torffeld gefallen. Ich mochte es, an der frischen Luft zu arbeiten.

I: Und wie war es im Sommer bei der Hitze oder dem Regen?

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Wenn ich heute über die Filze schimpfen würde, würde ich lügen. Viele schimpfen, aber ich sage mir: Ich wurde für die Arbeit bezahlt. Man war zufrieden. Mein jüngerer Sohn sagte vor kurzem: „Mam, wenn du überlegst, dann wären wir nach den Standards der heutigen Zeit

asozial gewesen.“ Aber damals hat niemand etwas gehabt. Unsere Wohnung war klein, dabei waren wir froh, überhaupt eine bekommen zu haben.

Auf „Strafposten“

Ich arbeitete 37 Jahre im Torfwerk. Anfangs war ich immer in der Kollerfilze eingesetzt, außer, wir hatten einen Strafposten bekommen, dann mussten wir zur Bauer-Filze hinüber. Die Reste vom abgebauten Streutorf, die liegengeblieben waren, mussten wir dort aufkasteln und zusammenrichten. Der Torf dort war meist verhagelt, aber man konnte ihn trotzdem noch benutzen. Es war für uns der Strafposten, weil dort viele Nattern, Blindschleichen und Kreuzottern auf dem Feld waren und wir mit dem Fahrrad weit fahren mussten, bis wir auf das Feld kamen. Dorthin war ein Gleis verlegt, auf dem wir mit den Rädern fuhren, das war natürlich ein holpriger Weg. Heute ist das Gebiet überflutet, genauso wie die Kollerfilze. Das Torffeld hieß Bauer-Filze, weil ein Torfmeister, der einmal dafür zuständig war, Bauer hieß, so hat man es mir erzählt.

I: Warum bekam man als Torfarbeiterin einen „Strafposten“?

Wir hatten auch Dummheiten im Kopf. In der Früh schauten wir, wie das Wetter war. Wenn wir von Nicklheim aus die Berge nicht sehen konnten – damals war die Sicht auf die Bergkette noch frei – sagten wir uns: Heute brauchen wir erst gar nicht zur Arbeit hinaus, es wird gleich regnen. Aber manchmal hat es nicht geregnet, wir hätten also arbeiten sollen. Und so haben wir am nächsten Tag den Strafposten bekommen.

In der Bauer-Filze wurde zu meiner Zeit kein Torf mehr abgebaut, nur diejenigen, die ihren Haustorf machten, arbeiteten noch dort. Der Bagger fuhr dort nicht. Die Bauer-Filze war nördlich der Kollerfilze gelegen in Richtung Pang. Dadurch, dass der Torf lange unberührt lag, hatten die Schlangen dort einen guten Unterschlupf.

I: Wurde jemand von einer der Nattern gebissen?
Nein. Wir hatten eine Arbeitskollegin, sie hat die Kreuzotter schnell am Schwanz gepackt und

weggeschmissen. Sie konnte das, ich bin jedes Mal davongelaufen. Sie sind zwar giftig, aber wenn man gebissen wird, soll man sich nicht aufregen, sondern gleich zum Arzt gehen. Man musste halt beim Gehen aufpassen. Heute denke ich mir oft, wenn ich die Leute dorthin spazieren sehe, im Sommer oft barfuss, dass sie leichtsinnig sind. Ich gehe nie ohne Stiefel in die Filze und schaue immer auf den Boden. Denn wenn irgendwo ein Brett liegt, die Sonne darauf scheint, kann es sein, dass eine Natter darauf liegt.

Arbeitsbedingungen und Streik

Einmal wollten die alten Arbeiterinnen auf dem Torffeld streiken, aber wir jungen machten ihnen einen Strich durch die Rechnung. Mit dem Kasteln war man vom Wetter abhängig. Wenn es stark geregnet hat, waren die Torfstücke hart [schwer] zum Kasteln. Die Älteren wollten das Feld nicht kasteln und streikten. Wir Jüngeren sagten: Wir arbeiten. Es war das einzige Mal, dass Arbeiterinnen streikten – der Streik dauerte eine Stunde. Dadurch, dass wir jungen Frauen zu arbeiten begannen, blieb den Streikenden nichts anderes übrig, als auf dem Feld mitzuarbeiten.

I: Da werden die Alten aber sauer auf Sie gewesen sein.

Die waren öfters auf uns sauer. Wir haben darüber nur gelacht.

I: Haben Sie nie zusammen für eine Lohnerhöhung gestreikt?

Einmal, damals war der F. Betriebsrat. Aber es hat nichts geholfen. Er hat mit dem Betriebsleiter geredet, es war nichts zu machen. Es war Akkordarbeit – sie haben nicht lange gestreikt. Vielleicht ein halbe Stunde sind sie umeinander gestanden, haben sich abgesprochen, aber kaum war der Betriebsleiter da, ging die Arbeit weiter. Jeder war ja auf seinen Lohn angewiesen. Man hat es sich nicht erlauben können, wenn man den Lohn auf Akkord ausbezahlt bekam.

I: Heute gibt es Schlechtwettergeld.

Das gab es zu unserer Zeit nicht. Wenn das Wetter schlecht war, konnte man nicht arbeiten, blieb man daheim und hat auch nichts verdient.

Auch Urlaub hatten wir keinen. Die Saison dauerte unterschiedlich lange, je nachdem wann der Winter kam. Oft waren wir ein halbes Jahr daheim. Manchmal schneite es schon im Oktober und sobald Schnee lag, konnte man nicht mehr arbeiten.

In der Halle arbeiteten wir das ganze Jahr durch und verdienten auch mehr. Die Arbeitszeit ging von sieben bis fünf Uhr. Nur wenn viele Aufträge eingingen, haben wir Schicht gearbeitet, eine Schicht war von zwei bis zehn Uhr, die Fröhschicht von sechs bis 14 Uhr.

Betriebsfeste

Die Arbeiter feierten draußen und wir in der Halle. Wir nannten unser Fest in der Halle „Bauer-Fest“, benannt nach dem Lastwagen-Unternehmer Bauer in Reischenhart. Er fuhr viele Transporte für das Torfwerk und als Unternehmer finanzierte er das Fest mit. Seine Fahrer und wir Arbeiter von der Halle waren zum Essen und Trinken eingeladen. Es gab zwar keinen Saisonabschluss in der Halle, weil ja das ganze Jahr durchgearbeitet wurde. Aber weil sie draußen das Fräserfest hatten, machten wir unseres in der Halle auch einmal im Jahr. Wir machten eine Stunde früher Schluss und dann wurde gefeiert. Außerdem gab es jedes Jahr eine Weihnachtsfeier. Einer unserer Torfmeister hat singen und die Leute unterhalten können! Das war eine richtige Gaudi.

I: Haben Sie auch bei der Arbeit manchmal gesungen?

Draußen auf dem Torffeld hat niemand gesungen. Da ist einem das Singen vergangen. Man hat geschwitzt, man schaute, dass man viel schafft. Ich glaube auch nicht, dass eine hätte singen können. Stellen Sie sich vor, Sie knien auf dem Boden, der ist nicht glatt, sondern rau. Es schmerzen irgendwann die Knie. Die Torfwürste musste man auseinanderbrechen, dann aufkasteln. Je schöner man kastelte, desto leichter war die Arbeit hinterher, wenn man die Torfstücke wieder umgekastelt hat.

Als erste Frau im Betriebsrat des Torfwerks

I: Wie kamen Sie in den Betriebsrat?

Sie werden lachen, die meisten Stimmen bekam ich von den Männern. Der S. hatte mich gefragt, ob ich mich aufstellen lasse, sie bräuchten noch einen auf der Liste. Ich sagte: „Was mögt ihr denn mit mir. Ich mag das nicht, es ist eine undankbare Sache.“ Da meinte er: „Dich wählt ja eh keiner.“ Und schon hatte ich den Posten.

I: Welche Aufgaben hatten Sie im Betriebsrat?

Mitreden, wenn etwas angefallen ist. Lohnerhöhungen verhandeln. Meist waren die Verhandlungen in Peißenberg oder in München. Der komplette Betriebsrat war dabei, ich auch. Oder wir hatten unter allen Betriebsräten Versammlungen, damit wir uns absprechen konnten. Manche Angelegenheiten verhandelten die zwei Betriebsratsvorsitzenden. Sie waren die wichtigsten.

I: Wer leitete damals die Firma?

Die Firma hieß Bayerische Torf- und Hüttenwerke, dann hatte das Torfwerk ständig einen anderen Namen. Aber von diesen Wechseln haben wir Arbeiter nichts mitbekommen. Wir wurden nur informiert: Jetzt gehört das Torfwerk dem oder dem. Das war's. Es wurde auch immer ganz normal weitergearbeitet. Auch finanziell änderte sich für uns nichts.

Haustorf

Neben der Arbeit haben wir privat für den Hausgebrauch Torf gestochen. Jeder Torfarbeiter konnte dafür eine Fläche zugewiesen bekommen. An den Feiertagen oder am Wochenende ging man zum Torfstechen. Zu dieser Arbeit brauchte man sich nicht hinknien, das war eine buckelige Arbeit.

Wohnsituation

Als wir 1954 in den Fuchsbau zogen, hatten wir nichts als einen Küchenkasten, ein Bett und den Kinderwagen.

I: Wo war Ihr Gewand untergebracht?

Da hat man nicht viel Gewand gebraucht. Zum Kasteln hatten wir unsere Hosen, auf die ich ei-

nen Gummi- und Lederfleck aufsetzte. Mit der Kleidung ist es nicht so genau gegangen. Den Tag über war man in der Arbeit, am Abend hatte ich ein Schürzl an. Es war nicht so, dass man sich vornehm gekleidet hätte.

Ich hatte auch kein Feiertagsgewand. Wozu hätte ich das gebraucht? Wir haben bis Freitag Mittag gearbeitet, dann musste man in die Waschküche, das war meistens samstags. Dann blieb nur der Sonntag. Meistens besuchten wir sonntags die Schwiegermutter, der Tag war schnell um - und zufrieden war man. Erst als man mehr Geld hatte, kauften wir Kleidung.



Der „große Bau“ oder „Pfarrbau“.
Den ersten Stock bewohnte der Pfarrer.
Foto: Gemeindearchiv.

Im Fuchsbau wohnten wir nur kurze Zeit, bis wir eine Wohnung im Pfarrbau bekamen. Wir hatten zwei große Zimmer: eine Küche mit etwa 25 Quadratmetern und ein Schlafzimmer, in dem der Holzboden schief und bucklig war. Das Wasser mussten wir anfangs, im Jahr 1955, noch draußen am Brunnen neben dem Haus holen. Zur Toilette musste man über den langen Gang gehen. Es waren vier Toiletten, Plumpsklosetts, nebeneinander, für jede Familie eine. Strom hatten wir, doch keinen Elektroherd, die gab es damals noch kaum zu kaufen. Wir heizten mit Brenntorf den Küchenofen und kochten auch darauf.

Im Haus waren auf jedem Stockwerk vier Parteien, der Pfarrer wohnte im ersten Stock mit dem schönen Balkon und hatte das gesamte Stockwerk für sich.

I: Wie war es, mit dem Pfarrer im gleichen Haus zu wohnen?

Der Pfarrer wusste, wie viel Arbeit wir hatten. Dass ich nicht in die Kirche kam, beanstandete er nie. Oft war ich beim Wäscheaufhängen, wenn er zum Sonntagsgottesdienst zur Kirche hinüber ging. Der Pfarrer war da nicht empfindlich. Er war eine Respektperson, so wie der Lehrer. Obwohl wir fast Tür an Tür nebeneinander wohnten, hatten wir wenig Kontakt zu ihm. An den Festtagen wie Weihnachten und Ostern ging man in die Kirche, aber mit dem Pfarrer kam man nicht zusammen. Man hat halt begrüßt: „Grüß Gott, Herr Pfarrer“ - das war's.

Anfang der Sechzigerjahre kündigte mein Mann beim Torfwerk und arbeitete beim Bau der Inntal-Autobahn mit. Dort verdiente er um einiges mehr. Wir bekamen eine größere Wohnung mit drei Zimmern im langen Mietshaus an der Straße zum Torfwerk. Nach und nach kauften wir uns Möbel, unser zweiter Bub wurde geboren. In dieser Wohnung hatten wir das erste eigene Bad - mit Badewanne! Das Wasser wurde mit Torf im Badeofen erwärmt.

Grundstückserwerb und Hausbau

1982 zogen wir hierher, wo ich heute noch wohne. Ich wollte nie bauen. Die Kinder heirateten und für uns zwei hätten die drei Zimmer in dem Mietshaus leicht gereicht. Aber ich war im Betriebsrat und es hieß, dass die Wohnungen verkauft werden sollten, weil sie keinen Profit abwerfen. Ich sprach mit dem Betriebsratsvorsitzenden, ob ich ein Grundstück vom Torfwerk kaufen könnte. Da hat er gesagt: „Du kriegst nie eines.“ Da bin ich narrisch [wütend] geworden, denn das kann ich nicht haben, wenn einer sagt: Du nicht.

I: Warum hat er das denn gesagt?

Ja, weil ich eine Frau bin. Grundstücke haben nur die Arbeiter, die Männer, bekommen. Also ging ich zum Betriebsrat. Sie haben mich unterstützt. Es hatten vier Angestellte vom Torfwerk einen Antrag für ein Grundstück gestellt. Einer davon war Betriebsleiter, ein anderer

hatte ebenfalls eine höhere Position im Büro inne. Dass die beiden einen Grund bekamen, war selbstverständlich. Und ich muss sagen, der damalige Betriebsrat war ein Pfundskerl, er setzte sich für die Arbeiter richtig ein.

Für mich hat er die Bewerbung für den Grundstückskauf geschrieben und eine Arbeitskollegin im Büro passte auf, hat „g'lurt“. Sie sagte: Es ist noch nicht entschieden. Also habe ich das Schreiben abgegeben. Wir mussten schließlich nach Rosenheim zum Notar. Er fragte mich, wie ich dazu käme, als Frau einen Grund zu bekommen. Ihm sagte ich: „Ich muss auch arbeiten wie ein Mannsbild.“ Zwei andere vom Torfwerk waren dabei und sagten: „Ja, das stimmt. Die Frau arbeitet wie ein Mann.“ Ich habe nämlich den Stapler gefahren. Diese Stelle hatte ich, weil damals zu wenig Männer im Torfwerk arbeiteten. Erst als die Arbeitsstellen in den Fabriken knapp wurden, bewarben sich wieder mehr im Torfwerk.

I: Wie konnten Sie anschließend ein Haus bauen?
Man hatte die Auflage, innerhalb einer bestimmten Frist zu bauen. Und ich hatte die Auflage, noch einige Jahre im Betrieb weiterzuarbeiten, sonst hätte ich zusätzlich einen Aufschlag zahlen müssen. Aber ich arbeitete sowieso gern im Torfwerk. Wenn ich heute meine alten Kollegen treffe, sagen sie immer: So ein gutes Miteinander wie im Torfwerk, das findet man nirgends - es hat keine Streiterei untereinander gegeben. Wenn man mal zum anderen „Du Rindvieh!“ sagte, war deswegen keiner beleidigt.

I: Wie war es für Ihren Mann? Er hat vom Torfwerk in einen anderen Betrieb gewechselt.

Es war eine Zeit, als man nirgends Arbeit bekam, also ging er nach dem Krieg zum Torfwerk. Jeder hat sich eine Arbeit gesucht. Damals gab es hier noch das Flachswerk. Mein Mann arbeitete dort gleich nach seiner Schulzeit, aber sie haben ja so wenig verdient. Wenn sie im Monat zehn Mark bekommen haben, als junger Arbeiter...

Freizeit

Ich wollte nie fortfahren. Ich habe noch nie in meinem Leben Urlaub gemacht und lebe auch noch. Ins Ausland hätte mich keiner gebracht. Auch mein Mann hat keinen Urlaub gekannt. Meine Kinder dagegen fahren heute fort und ich mache manchmal Tagesfahrten mit den Senioren.

Auch im Winter hatte ich immer irgendetwas zu tun. Ich strickte viel. Langweilig war mir nie.

I: Hatten Sie einen Fernseher?

Es war ja schon ein Wunder, wenn man einen Radio hatte. 1961 hatten wir den ersten Fernseher. Man war mit allem zufrieden. Ich war im Betriebsrat, aber nicht in Vereinen.

I: Wann gingen Sie einmal zum Wirt?

Das kann ich an einer Hand abzählen. Ich mag in der Wirtschaft nicht gern essen, ich mag einfach kein Fleisch, höchstens wenn ich weiß, woher es kommt. Ich mag die Mehlspeisen, Dampfnudeln, Kaiserschmarrn, Bohnensuppe und so weiter. Ich kochte mit Butterschmalz, das gibt Kraft.

I: Wie oft sind Sie nach Raubling oder Rosenheim gekommen?

Man konnte im Dorf beim Fischbacher einkaufen, dort hat man alles bekommen. Nach Raubling fuhr man höchstens zum Prechtl, um Textilien und Geschirr zu kaufen. Aber soviel hat man nicht kaufen brauchen, zur Hochzeit bekam man die Sachen geschenkt: Kochgeschirr, Paradekissen.

Nach Rosenheim sind wir gekommen, wenn wir zum Stempeln ins Arbeitsamt mussten. Anfangs haben wir in der Turnhalle in Raubling gestempelt, später wurde die Stelle nach Rosenheim verlegt. Dorthin sind wir alle 14 Tage mit dem Zug gefahren, mussten abstempeln lassen, alle vier Wochen bekam man das Arbeitslosengeld in bar. Die Lohnauszahlung war auch in bar, im Büro wurde das Geld vom Betriebsleiter ausbezahlt.

I: Es wurde erzählt, dass Arbeiter nach der Auszahlung das Geld sogleich in der Wirtschaft ausgegeben hätten. War das wirklich so?

Das gab's. Aber nicht bei allen. Man muss nicht so übertreiben. Wenn man bedenkt, was die Männer geleistet haben – früher hatten sie nichts anderes als das Bier.

Vielleicht haben sie mal gestritten. Aber dann wurde halt gerauft und hinterher war es wieder vorbei und gut. Heute würde es Prozesse deswegen geben. Das war früher nicht so. Dass die Polizei kam, weiß ich nur einmal, als es zu einer Messerstecherei kam. Aber das war auch nicht lebensgefährlich. Hinterher waren die zwei Männer auch nicht zerkriegt, sie mussten ja miteinander arbeiten. So schlimm, wie heute darüber geredet wird, war es nicht.

Das Moor

I: Kennen Sie Gruselgeschichten über das Moor – dass man in Moorlöchern versinken kann oder dass es im Moor spukt?

Nein. Sowas habe ich nie gehört. Ich komme im Dorf viel herum, aber habe noch nie gehört, dass jemand im Moor versunken wäre. Ich bin in der Filze kreuz und quer gegangen, wenn ein Graben kam, ist man halt darübergehüpft. Wenn ich einmal ausrutschte, stand ich halt darin bis zu den Hüften. Aber das war normal, irgendwie kam man auch wieder heraus. Meine Kinder haben mich bei der Arbeit in der Filze besucht, wenn sie Ferien hatten. Wenn der Grund einmal nachgibt, sieht man es und man hält Abstand, geht einfach nicht mehr weiter.

Zusammenhalt im Dorf und in der Familie

Meine zwei Kinder sind 1954 und 1955 geboren. Wenn ich in der Arbeit war, hat meine Schwägerin die Kinder beaufsichtigt. Der ältere ging in den Kindergarten, dort, wo heute das Pfarrheim ist. Wir begannen ja schon so früh mit der Arbeit, nachmittags um halb drei war ich wieder bei den Kindern daheim. Ich hatte gleich nach der Entbindung zum Arbeiten begonnen. Man hat ja kein Geld gehabt. Wenn es Arbeit gab, musste man das nützen. Mutterschaftsgeld gab es vier

Wochen vor und sechs Wochen nach der Entbindung, in der Zeit konnte man daheim bleiben.

I: Haben die Mütter so gut zusammengeholfen?

Meine Schwägerin hat sich sofort angeboten, das rechne ich ihr hoch an. Ich habe ihr schon ein wenig [Geld] dafür gegeben, aber viel hat sie nicht bekommen, das muss ich ganz ehrlich sagen. Sie war Kriegswitwe und hatte eine schwere Operation hinter sich, sie hätte in der Filze nicht arbeiten können.

Mein Mann war bei der Feuerwehr: Mittwoch und Freitag war Übung, am Sonntag trafen sie sich zum Kartenspielen im Feuerwehrhäusl. Ich selbst wollte nicht fort, war zu Hause zufrieden. Es ist auch nicht so, dass ich meine, etwas verpasst zu haben.

Meine Kollegen vom Torfwerk und seine von der Feuerwehr – sie haben alle beim Hausbau mitgeholfen. Verwandte waren beim Dachdecken dabei. Wir hatten auch Handwerker hier, aber viel wurde selbstgemacht. So konnten wir uns viel Geld sparen.

I: Gibt es diesen Zusammenhalt in Nicklheim heute auch noch?

Ich glaube nicht. In Nicklheim unten ist nichts mehr los. Ich habe so lange dort unten gewohnt. Jeder hat den anderen gekannt, es gab keine Streiterei und es war immer sauber aufgeräumt. Aber heute, wenn man hinter kommt, schüttelt man den Kopf: Hier wird eine Wand gezogen: Das gehört mir. Jeder grenzt sich ab. Wege werden abgesperrt. Das gab es früher nicht, man konnte überall durchgehen. Ich habe früher immer gesagt: Braucht man nur die Augen schließen, dann weiß man, was einem gehört. Heute zeigt jeder: Das gehört mir. Das finde ich schiach [grausig]. Vorher hat niemand etwas gehabt und jeder war zufrieden.

Soziale Schichtung im Dorf

I: Es gab auch Nicklheimer, die als selbständige Unternehmer Grundstücke und Eigentum besaßen?
Beim Fischbacher hat man eingekauft, es waren sehr freundliche Leute. Und beim Nickl waren

wir halt in der Wirtschaft. Und der alte Rottmayr war sehr freundlich. Der Torfbetrieb hatte eine Zeitlang ein Lager in seinen Gebäuden. Wenn ich mit dem Stapler hinübergefahren bin und er draußen arbeitete, sagte er: „Mei Dirndl, bist du wieder dumm.“ Er war es nicht gewohnt, dass man so schwer arbeiten konnte. Denn die Säcke, die ich dort ablad, waren schwer. Die alte Frau Rottmayr machte Quarknudeln und hat mir immer wieder mal welche gebracht.

Man hat auch zu jedem „du“ gesagt, nur zu den Angestellten im Büro sagten wir „Sie“. Aber ob es der Torfmeister oder der Betriebsleiter war – man redete sie mit dem Vornamen an. Die Nickls arbeiteten außerhalb, zu ihnen hatte man nicht viel Kontakt. Man hat sich halt begrüßt.

I: Auch nicht über die Schule und die Kirche?

Wir sind nicht in die Kirche gegangen. Die Kinder haben gehen müssen. Schauen Sie, wir mussten die ganze Woche über früh aufstehen. Der Sonntagsgottesdienst war um neun Uhr, aber man musste auch kochen. Ich bin am Sonntag nie in die Kirche, nur wenn es hat sein müssen: An Fronleichnam zum Beispiel. Regelmäßig in der Kirche waren halt die alten Frauen. Aber das ist heute auch so. Heute gehe ich in die Kirche.

Kinder

Unser erstes Kind ist in Rosenheim, das zweite im Pfarrersbau auf die Welt gekommen. Mein Mann holte damals mit dem Fahrrad die Hebamme von Raubling. Sie schickte den Mann aus dem Schlafzimmer, er ist um das Haus herumgegangen. Weil es eine Steißlage war, kam der Doktor. Mit dem Radl fuhr mein Mann nach Raubling, um ihn zu verständigen. Wir hatten kein Telefon, nur beim Nickl gab es eines. Aber es war in der Nacht, da wollte man niemanden aufwecken. Der Doktor kam mit dem Auto, er war schnell da. In der Früh kam meine Schwägerin und schaute nach, ob alles in Ordnung war.

Damals konnten die Kinder rennen! Sie haben hinten im Holz gespielt, irgendwo waren sie schon. Sie haben kein Spielzeug gebraucht. Sie mussten nur, wenn das Gebetläuten war, daheim

sein, sich zumindest beim Haus aufhalten. Damit ich, wenn ich nach ihnen schaute, wusste: Hier sind sie. Im Sommer war das Gebetläuten um fünf, halb sechs Uhr abends. Einmal haben sie es nicht eingehalten, dafür haben sie Schläge bekommen. Wenn sie nicht kommen, hat man Angst, man weiß nicht, ob etwas passiert ist. Die Schläge halten sie mir heute noch vor. Sie waren bei der Schwiegermutter, die Mitte der Sechzigerjahre schon einen Fernseher hatte. Als ich nachschaue, sehe ich keine Kinder. Kommt mein Mann heim, schimpfe ich ihn, weil er ruhig bleibt und ich schon ganz aus dem Häuschen bin. Schicke ich ihn zur Großmutter – kommt er auch nicht mehr heim. Da wissen Sie, was Angst ist. Dabei saßen sie alle zusammen vor dem Fernseher.

I: Wie war es für Ihre Kinder als Nicklheimer in Großholzhausen in der Schule?

Meine Kinder kamen dort gut zurecht. Als mein Mann in Großholzhausen zur Schule, und zwar in die Sonntagsschule, ging, gab es wohl Schwierigkeiten zwischen den Großholzhausern und den Nicklheimern. Die Filzler waren einfach nicht gut angesehen gewesen. Aber bei meinen Kindern war das nicht mehr so. Ich wüsste kein einziges Mal, dass etwas vorgefallen wäre.

Unsere zwei Kinder haben beide Ausbildungen gemacht. Wir dagegen hatten gar keine Möglichkeit dazu gehabt. Mein Mann wollte immer gern Elektriker werden, es hat keinen Lehrplatz gegeben. Nur einen Lehrplatz zum Schuster hätte er bekommen, aber das wollte er nicht werden. Dann muss man nehmen, was man bekommt. Als Mädchen bin ich erst gar nicht gefragt worden, was ich lernen möchte. Da hat es geheißen: Verdien' dir dein Geld.

Für meine Kinder war mir wichtig, dass sie gern arbeiten. Egal, ob sie eine Ausbildung machen, weiterlernen wollen oder nicht. Das Wichtigste war mir, dass sie an der Arbeit eine Freude haben. Ich sage heute noch: Es ist egal, welche Arbeit man macht, solange man Freude daran hat.

Ich kann immer wieder nur sagen: Mir hat die Arbeit auf den Torffeldern gefallen, wenn sie auch hart war. Und es war Arbeit!